



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

Der Kampf um ein kleines Negermädchen

---



## Der Kampf um ein kleines Negermädchen

Von einer Missionschwester

**M**anaiti, so hieß das kleine Mädchen, von dem ich jetzt erzählen möchte, um den lieben Lesern einmal verständlich zu machen, wie es den armen schwarzen Kindern manches Mal ergeht. — Es war an einem Abend im Monat Februar, als uns eine Frau dieses kleine, ungefähr sechsjährige Mädchen zur Mission brachte. Diese Frau war nur eine Bekannte dieses Kindes und erzählte uns, daß dieses kleine Mädchen keine Mutter mehr habe. Als das Kind drei bis vier Monate alt gewesen, sei seine Mutter gestorben, vom Vater habe man nie etwas vernommen, wer er sei, oder wo er lebe; man habe ihn nie gesehen.

Wie es eben bei den Negern Sitte ist; wenn die Kinder klein sind, kümmert sich fast niemand um dieselben; nur wenn es Mädchen sind, will nachher jeder der Herr über sie sein, weil die Mädchen, wenn sie groß sind, verkauft werden um vieles Geld, Kühe oder Ziegen usw. Der Brautwerber kommt nämlich zum Vater des Mädchens und bittet um dasselbe; dann werden große Verhandlungen geführt. Was der Vater verlangt, muß der Bräutigam geben; natürlich besteht eine ungefähre Taxe, je nachdem wie die Braut groß und wohlgenährt ist, muß bezahlt werden. Auch muß der Bräutigam noch alles bezahlen, was die Braut von Geburt an gekostet hat an Kleidern usw. Zudem muß er auch alles bezahlen, was das Mädchen zerbrochen hat an Töpfen, Geschirr, an Gerätschaften, wie Hacken, Spaten usw. Und die Eltern des Mädchens wissen das so genau, ohne daß sie es notiert haben; denn die Mehrzahl von ihnen kann ja nicht schreiben. Aber darin entgeht ihnen nichts, aber auch gar nichts, woran sie an Wert verlieren würden.

Wenn nun der Bräutigam die ganze Summe bezahlt hat, gehört das Mädchen ihm und er kommt, es abzuholen. Es ist dem Vater des Mädchens vollständig gleich, ob der Mann ein Christ oder Heide ist, ob er gut oder schlecht ist; die Hauptsache ist das Geld, und da kann es seinem Kinde gehen wie es will, das läßt ihn ganz kalt und ist ihm gleich.

Ach, diese armen Kinder Afrikas, werdet ihr, liebe Leser, sagen. Gewiß, sie sind sehr zu bedauern in manchen Fällen; aber trotzdem sind sie auch wieder ergeben in ihr Schicksal, denn es ist eben der alte Gebrauch so bei ihnen, und sie wissen, daß da nichts zu machen ist. Wie oft haben wir schon unter uns gesagt, es ist gut, daß die armen Kinder nicht wissen, wie es in Europa, in einer echt christlichen Familie ist, sonst könnten sie wirklich nicht leben vor Kummer.

Es ist sogar in gewisser Beziehung gut, daß die Mädchen hier



alle gekauft werden von dem Bräutigam, und daß sie sehr teuer sind; denn sonst würde die Vielweiberei überhand nehmen und für die Missionare würden die Schwierigkeiten sich zu mannigfaltig gestalten. Doch nun wieder zu unserer kleinen Manaiti zurück. Dieses arme Würmchen hatte nun doch eine mitleidige Seele gefunden in einer Frau aus demselben Stamme, dem es angehörte, genannt Mnandi. Sie hatte das Kind mit in ihre Hütte genommen und es ernährt, als ob es ihr eigenes gewesen wäre. Dieses kleine Mädchen machte ihre ganze Freude aus, und sie liebte es sehr, denn es war sehr geweckt und klug.

Die Eingeborenen lieben die Veränderung und ziehen gerne von einem Ort zum andern. So war es auch hier der Fall, und die kleine Manaiti kam mit ihrer Pflegemutter in die Nähe unserer Station. Sie war nun ungefähr  $1\frac{1}{2}$ —2 Jahre hier, und wir kannten sie als eine gute Christin. Wir alle hatten Freude an der Kleinen, denn es war wirklich ein liebes Kind, und es konnte oft sehr drollig sein.

Es mochten ungefähr vier bis fünf Monate vergangen sein, als mir eines Morgens auf dem Wege zur Stadt ein Mann begegnete, den ich nicht kannte. Er sagte mir, er möchte Manaiti haben. Ich war etwas stutzig für den Moment und dachte, wie doch die Neger schlau sind; da haben sie doch schon wieder herausgefunden, daß die Pflegemutter nicht die eigentliche Mutter ist, also auch nicht ein direktes Anrecht auf das Kind hat. Es wurde mir schon etwas bange um unsere kleine Manaiti. Ich verwies den Mann an den Pater Superior. Dieser verweigerte ihm selbstverständlich das Kind, denn der Mann habe durchaus kein Anrecht darauf. Wäre es ein Knabe gewesen, so hätte niemand ihn haben wollen, sondern alle hätten gesagt: Gut, daß wir den los sind.

Es verging eine kurze Zeit, da kam dieser Mann ein zweites Mal. Um mich zu hintergehen, sagte er, er habe Erlaubnis vom Pater Superior; ich dürfe ihm das Kind aushändigen. Ich sagte ihm, ich hätte andere Weisung bekommen; und dann ging er davon. Weil er sich in seinem Vorhaben getäuscht sah, steckte er sich hinter einen Muselman, Ali mit Namen, daß dieser ihm helfen möge. Dieser Ali war nun schon zum Bezirksamtman gewesen und hatte diesem allerlei vorgelogen. Er kam mit einem Zettel, der mit der Schreibmaschine geschrieben war, um uns zu täuschen; denn er hatte gedacht, daß wir glaubten, was auf dem Zettel stand. Weil es nun auch noch mit der Schreibmaschine da geschrieben stand, daß das Kind sein Eigentum sei, so glaubte er sicher, wir wären ängstlich gewesen und hätten ihm so ohne weiteres das Kind gegeben. Aber er sah sich getäuscht, denn es fehlte jede Unterschrift.



Nun besprach sich dieser Ali mit einem Heiden, aus dem Stamm der Massay, und dieser sagte nun, er sei der Großvater des Kindes. Eines Abends spät kam Ali zu uns und sagte, wir sollten doch um keinen Preis dem Massay das Kind geben, denn er wolle es haben. Allem Anschein nach hatten der Ali und der Massay Streit bekommen, denn jeder wollte jetzt der Besitzer sein. Ich verwies ihn an Pater Superior; aber er getraute sich nicht dort hinzugehen.

Die arme Pflegemutter war schon oft bei uns gewesen und hatte uns wiederholt gebeten, wir sollten doch das Kind nicht herausgeben, und wir versicherten ihr, alles zu tun, um es zu behalten. Auch Pater Superior versicherte ihr dasselbe. Die arme Frau war auch schon zum Bezirksamtmanne gewesen und hatte ihm alles erklärt; aber es hatte ihr nicht viel genützt. Es tat uns allen so leid. Es verging nun wieder eine kurze Zeit in Ruhe, und wir dachten schon, alles sei erledigt und wir könnten die Kleine behalten.

Da auf einmal kam der Massay mit einem Brief vom Bezirksamtmanne, daß das Kind ihm gehöre. Wir waren alle ganz erstaunt über eine solche Ungerechtigkeit. Ich verwies ihn ebenfalls an Pater Superior. Er fragte: Wo ist der Pater? Ich sagte, er sei in der Stadt. Da wurde er frech und glaubte er sei Herr im Hause hier, weil er uns allein glaubte, er nahm seinen Stock, schlug damit vor mir auf den Boden, und schimpfte und spektakelte. Ich sagte ihm, er solle sich ruhig verhalten, oder ich würde mich an die Polizei wenden. Ja, sagte er, kannst du denn nicht lesen, was in dem Brief steht? Das Kind gehört mir. Dann schlug er nochmals auf den Boden und sagte: Ich bin die Lauferei bald satt vom Bezirksamtmanne zu euch, von euch zum Pater usw., ich wende mich an das Gericht. Schließlich, als er sah, daß wir nicht bange waren, ging er doch, und wir waren froh, daß wir den wüsten Menschen los waren.

Doch am andern Morgen kam er schon wieder, nachdem er zuvor wieder beim Bezirksamtmanne gewesen war. Letzterer hatte nun an Pater Superior ein Briefchen geschrieben, wir möchten noch einen letzten Versuch machen und das Kind in Gegenwart des Massay fragen, ob es mit ihm gehen wolle; der Bezirksamtmanne hoffte, wenn das Kind selbst sich weigern würde, würde der Massay auch davon abstehen, und in diesem Falle hätten wir es behalten können. Aber der alte Heide bestand darauf, er wolle das Kind, und wenn wir es nicht gäben, ginge er zum Gericht.

Wir holten nun die Kleine, und als das Kind den großen Heiden sah, schrie es, so laut es konnte: Ich gehe nicht mit, ich bin kein Massay, ich bin aus dem Stamm der Mnandi. Der Alte hatte noch seine heidnische Frau mitgebracht, damit diese



das Kind an sich locke. Sie redete dem Kinde allerlei vor; unter anderm: „Ich bin deine Mutter, ich habe dich geboren.“ Da schrie das Kind: „Du lügst; es ist nicht wahr, du lügst.“ Dann lief das arme Kind in unser Haus und verkroch sich. Als ich es auf Wunsch von Pater Superior nochmals herausholen sollte, konnte ich die Kleine nirgends finden, bis ich sie hinter einem Bett hervorziehen mußte. Es war zum Erbarmen, wie sie sich wehrte. Wir fragten nochmals: „Willst du mitgehen?“ „Nein, nein“, und schon war sie wieder davon, und in die Kapelle gelaufen. Der alte Heide war sehr böse und auch seine Frau; indem er mit dem Stocke drohte, ging er davon.

Dann kam die Kleine aus ihrem Versteck mit rotgeweinten Augen und sagte: „Wenn er mich mitnimmt, ich laufe doch wieder davon.“ Es war uns allen so hart. Pater Superior war noch selbst zum Bezirksamtmanne gegangen, und hatte ihm gesagt, wenn er das Kind haben wolle, möchte er selbst kommen; wir können nichts mehr tun. Es wollte absolut nicht fort.

Am andern Morgen kam der Amtmann. Er sagte, er wolle es noch einmal auf seinem Büro versuchen, obschon er wenig Hoffnung habe. Er wünsche nicht, daß der Massay uns noch länger auf der Mission belästige. Denn dieser sei ein böser Mensch, und wenn er zum Gericht ginge, könnten große Schwierigkeiten für uns daraus entstehen.

Also unsere kleine Manaiti mußte mit, obschon sie ihre bittersten Tränen weinte und es dem Bezirksamtmanne selbst sehr leid tat. Nach kurzem kam ein Brief vom Amtmann, es sei ihm unmöglich gewesen, das Kind freizubekommen und der Massay habe es mitgenommen. Wir alle hätten weinen können, als wir es hörten, und auch unserm guten Pater Superior kamen fast die Tränen. Die arme Pflegemutter war untröstlich. Aber was konnten wir noch mehr tun, was wir nicht getan hätten? Wenn die Regierung gesprochen hat, dann hat man hier zu schweigen, sonst —. Ein Glück noch, daß das Kind noch nicht getauft war; sonst wäre seine heilige Religion bei dem Heiden in großer Gefahr gewesen.

So geht es den armen Kindern Afrikas. Hätten wir Geld gehabt, so hätten wir das Kind kaufen können, denn es wäre dem alten Heiden gleich gewesen, wem er sein Kind verkaufte. Wenn wir es ihm bezahlt hätten, hätte er es uns gelassen. Aber es steht halt nicht immer in der Macht der Missionare, solche Kinder freizukaufen. Denn es kommen öfters solche oder ähnliche Fälle vor. So auch dieses Mal: wir mußten unsern Liebling gehen lassen. Wer weiß, wo das arme Würmchen jetzt steckt; wir haben nichts weiter von ihm gehört. Möge der liebe Gott ihm doch die Gnade geben, daß es noch einmal eine Christin wird. Und möge der liebe Gott in der Heimat viele



Herzen erwecken, die die Missionare unterstützen durch Gebet und auch durch Almosen, damit ihnen ihre schwere Berufsarbeit so ein wenig erleichtert wird.

3

## Große Jagd

Von Schw. M. Alfreda, Triashill, Rhodesia

**E**s war gerade die Zeit, wo hier das hohe Gras abgebrannt wird. Nach dem Morgen-Gottesdienst hatten es die großen, der Schule entlassenen Mädchen, welche zur Nähstunde kommen sollten, sehr eilig. Auch die Kleinen riefen schon: „Schwester, laß uns doch bald nach Hause gehen, wir haben ja heute großen Hunger; Du weißt, wir sind noch nüchtern.“ Es war eine eigenartige Bewegung unter den Kindern. Den Kleinen dauerte die Schule fast zu lang, und den großen Mädchen kam die Nähstunde auch viel länger vor wie sonst. Kaum war die Schule aus, da steht schon ein ganzer Schwarm Kinder um mich herum. Ich frage: „Was ist denn heute los, daß Ihr so unruhig seid?“

„Ach, Schwester, hast Du nicht einige Haken (kleine Drahthaken) und seien es auch ganz alte, wir wollen heute Mäuse fangen.“

Nun wußte ich genug und konnte mir ihren Hunger erklären. Ich sagte darum zu den Kindern: „Haken könnt ihr haben, aber ihr müßt sie wiederbringen und mir euren Fang zeigen.“ Aus allen Kehlen schallte es: „Ja, das tun wir auch, und dann ging es im Sturm hinaus in die naheliegenden Wiesen, wo gerade das Gras abgebrannt wurde. Im Nu waren alle an der Arbeit. Die Mäuserinnen waren ja jetzt gut zu sehen, und so ging es jetzt an die Jagd. Wehe, wenn sich ein Mäuslein sehen läßt, es wird uns nicht entwischen, auch wenn es noch so schnell in sein Loch schlüpft. Die Löcher werden aufgehakt und die Mäuse ganze Strecken weit in der Erde verfolgt, bis das arme Tierchen in den letzten Schlupfwinkel seines langen unterirdischen Hauses geflüchtet ist, wo es ganz sicher erwischt wird.

Die Kinder waren bereits zwei Stunden an der Arbeit gewesen und noch keines zurückgekommen. Es dauerte noch eine geraume Zeit, bis sie endlich mit ihrer Beute nach Hause kamen. Ihre Taschen, wenn sie solche hatten, waren mit Sicherheitsnadeln zugesteckt. Als sie nun ihre Mäuse hervorzogen, wurde es mir ganz schauerlich zumute, denn diese waren ja so groß wie Katten. Die großen Mädchen hatten je 14 Exemplare oder noch mehr; die Kleinen wollten mit ihrer Beute nicht recht zum Vorschein kommen, obwohl keines von ihnen weniger als 7 Mäuse erlegt hatte. Sie schämten sich nur ein wenig, dieselben